

**Zeitschrift:** FemInfo / Verein Feministische Wissenschaft Schweiz = Association suisse femmes, féminisme, recherche

**Herausgeber:** Verein Feministische Wissenschaft Schweiz

**Band:** - (2019)

**Heft:** 52

  

**Artikel:** Weibliche Freiheit : was sie heute bedeutet = La liberté féminine : ce qu'elle signifie aujourd'hui

**Autor:** Schrupp, Antje

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1098605>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 10.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Was sie heute bedeutet

TEXT: ANTJE SCHRUPP

«Ich brauche Feminismus, weil...» – so hiess vor einiger Zeit eine Hashtag-Kampagne im Internet. Viele Frauen und andere Menschen posteten Fotos von sich mit Plakaten, auf denen sie die Gründe für ihr feministisches Engagement notiert hatten. Auf vielen stand so etwas wie: «...weil die Gleichberechtigung immer noch nicht erreicht ist» oder «...weil Frauen dieselben Chancen verdienen wie Männer». Doch wenn man sich die Geschichte der Frauenbewegung anschaut, so ging es den meisten Feminist\*innen um mehr als um Gleichstellung mit den Männern. Natürlich wollten sie gleiche Rechte und gleiche Chancen. Aber sie wollen auch eine andere Welt. Gerechtigkeit, Freiheit, gutes Leben. Glück. Eine neue Perspektive. Das Ende nicht nur der männlichen Vorherrschaft, sondern von jeglicher Herrschaft überhaupt. Nicht ein grösseres Stück vom Kuchen eben, sondern einen *anderen* Kuchen.

Wie kam es dazu, dass die radikalen – an die Wurzel gehenden – Anliegen des Feminismus praktisch in ihr Gegenteil verkehrt wurden? Dass aus dem «Wir

wollen etwas grundlegend Anderes» im Zuge der Popularisierung feministischer Diskurse gedreht ein «Wir wollen auch mitmachen» wurde?

Ich denke, es hängt damit zusammen, dass sich feministische Anliegen nicht nur auf der Ebene inhaltlicher Sachforderungen bewegen, sondern auch auf der Ebene des Symbolischen. Die Radikalität der Frauenbewegung hat sich selten in Revoluzzertum und Aufständen geäussert, so wie etwa die der Arbeiter\*innenbewegung. Feminismus ist nicht in seinen Aktionsformen radikal, sondern darin, sich mit der eigenen Perspektive ausserhalb des Gegebenen, des Gängigen, des Üblichen zu positionieren.

Dieses «Undenkbare» kann man aber nicht erkennen, wenn man symbolisch innerhalb des Gegebenen verharrt. Wer sich zum Beispiel nicht vorstellen kann, dass es menschliche Subjektpositionen gibt, die nicht der des freien gleichen weissen Mannes gleichen, wird feministische Kritik am Universalismus der Aufklärung und der Französischen Revolution unweigerlich als Wunsch von Frauen nach Teilhabe verstehen.

Antje Schrupp ist Politikwissenschaftlerin und Journalistin und lebt in Frankfurt am Main. Sie beschäftigt sich vor allem mit der politischen Ideengeschichte von Frauen. Zuletzt erschienen von ihr «Vote for Victoria!», die Biografie der ersten amerikanischen Präsidentschaftskandidatin Victoria Woodhull (2016, Ulrike Helmer Verlag), und der Sachcomic «Kleine Geschichte des Feminismus» (2015, Unrast-Verlag, zusammen mit Patu). Ihr neues Buch «Schwangerwerdenkönnen» erscheint im August 2019 (Ulrike Helmer Verlag). Sie bloggt unter [www.antjeschrupp.de](http://www.antjeschrupp.de).

Die Gleichstellung der Geschlechter war ja keineswegs eine originelle feministische Idee, sondern bloss die logische Abwicklung der Maxime, dass «Gleichheit» die Grundlage demokratischer Gesellschaften sein sollte. Dass das Prinzip Gleichheit nicht funktionieren kann, wenn man gleichzeitig die Hälfte der Menschheit prinzipiell zu Ungleichen erklärt, war von Anfang an evident. Die Frauenemanzipation war eine zwangsläufige Entwicklung, auch wenn sich der Kampf über 200 Jahre hinzog.

Die Gleichheit von Frauen, Trans-, Inter- und Queer-Personen (TIQ) ist leicht zu verwirklichen. Was aber ist mit ihrer Freiheit, der anderen Maxime westlicher Demokratien? «Weibliche» Freiheit ist sehr viel schwieriger zu entwickeln als Gleichheit. Die bürgerlichen, aufklärerischen, universalistischen Freiheitsprinzipien, so wie sie männliche Denker entwickelt haben, können nämlich für Frauen keine Gültigkeit haben, da sie die Freiheit der Frauen ausdrücklich ausschliessen. Die historisch männliche Definition von Freiheit als Autonomie, als Unabhängigkeit, beruht darauf, dass Beziehungen die Freiheit tendenziell

einschränken («Meine Freiheit endet da, wo die Freiheit der anderen anfängt»). Dieses Freiheitskonzept funktioniert deshalb nur, wenn es gleichzeitig «Anderer» gibt, Unfreie, die sich um das ausgeschlossene Bedürftige kümmern. Also um diejenigen, die nach diesem Verständnis per se nicht frei sein können, weil sie nicht autonom, unabhängig, ebenbürtig sind: Kinder, Kranke, Alte, Arme.

Was heute als «Care-Krise» diskutiert wird, war von Anfang an Thema feministischer Kritiken am männlichen «Universalismus der Gleichen». Von sehr wenigen Ausnahmen abgesehen, ging es Feminist\*innen nicht darum, wie Frauen ebenfalls in den Kreis der «Gleichen» aufsteigen könnten, sondern darum, wie dieser Konstruktionsfehler demokratischer Prinzipien repariert werden könnte. Selbst die sogenannten «Gleichheitsfeminist\*innen» forderten die Gleichheit immer in der Hoffnung, dass sich dadurch etwas ändern würde; dass Frauen, wenn sie erst einmal genauso viel Macht hätten, die gesellschaftlichen Verhältnisse verbessern. Der Ausschluss von Frauen aus den Gleichheitsrechten

der Männer und ihr gleichzeitiger Einschluss in das System als Hüterinnen der «privaten» Sphäre hatte zur Folge, dass sich feministische Denker\*innen von Anfang an der Fehlerhaftigkeit dieser Idee im Klaren waren. Im Kern des modernen Feminismus stand daher immer die Suche nach einem anderen Freiheitskonzept, das nicht auf idealen Theorien einer abstrakten Freiheit aufbaut (die, wenn es konkret wird, unweigerlich an der realen Ungleichheit scheitern muss), sondern von der tatsächlichen, realen Ungleichheit der Menschen ausgeht und sie in freiheitliche gesellschaftliche Verhältnisse verwandelt. Dazu gehört unverzichtbar, dass die Bedürftigkeit und Angewiesenheit aller Menschen ernst genommen und ins Zentrum des Nachdenkens gestellt wird, anstatt sie an unterdrückte «Andere» (Frauen, TIQ-Personen sowie Sklaven und Dienstbotinnen) zu delegieren.

Im Feminismus geht es, mit anderen Worten, um eine Freiheit, die von der Differenz lebt statt von der Gleichheit. Am deutlichsten haben dies die Aktivistinnen aus dem Mailänder Frauenbuchladen in ihrem 1989 erschienenen Buch «Wie weibliche Freiheit entsteht» formuliert: Nicht die Gleichstellung mit den

Männern, sondern Beziehungen unter Frauen seien die Grundlage weiblicher Freiheit, schrieben sie. Die Italienerinnen lehnten nicht nur – wie die meisten Feminist\*innen – ab, in der Gleichheit mit den Männern das Ziel zu sehen, sondern sie sahen darin auch keinen Weg. Damit Frauen frei sein können, schrieben sie, nützt es nichts, sich innerhalb der bestehenden Ordnung Macht zu verschaffen. Sondern es bedarf der Arbeit an der symbolischen Ordnung. Es sei notwendig, wie es die Philosophin Luisa Muraro formuliert hat, «sich aus dem Fenster des Gegebenen hinauszu- lehnen». Um frei sein zu können, müssen Frauen und TIQ-Personen denken, was bisher als undenkbar und unsagbar – unsäglich – gilt. Deshalb brauchen sie eigene Maßstäbe für ihr Sprechen und Tun, die nicht die Maßstäbe der gegebenen Ordnung sind. Diese Maßstäbe können nicht in den existierenden Autoritäten gefunden werden, sondern nur in den Beziehungen zu anderen Frauen und TIQ, in weiblicher Autorität also.

Diese Beobachtung hat sich vielfach bewahrheitet. Seit ungefähr zehn Jahren erlebt der Feminismus erneut einen Aufschwung. Mit Kampagnen wie #Aufschrei und #Metoo haben Tausende Frauen

bekräftigt, dass sie Alltagssexismus nicht länger tolerieren wollen, dass sie eine Kultur des gegenseitigen Respekts einfordern. Auch wenn in den Debatten immer wieder versucht wurde, diese Kampagnen ins Immanente der gegebenen Verhältnisse zurückzuziehen – zum Beispiel, indem sie als Gesetzesvorschläge missverstanden wurden – haben die Aktivist\*innen dennoch einander Autorität verschafft, indem sie darauf bestanden, dass das, was sie sagen, gehört und ernst genommen werden muss. Das Neue an diesen Kampagnen war ja nicht, dass Frauen über Alltagssexismus und sexualisierte Gewalt gesprochen haben, das tun sie schon immer. Das Neue war, dass sie gehört wurden, und dass es Konsequenzen gab.

Weibliche Autorität ist heute stärker denn je. Viel mehr Frauen als früher sind in der Öffentlichkeit sichtbar und haben Einfluss. Frauen und TIQ tragen ihre Themen und Kontroversen zunehmend in die Arena der öffentlichen Debatten. Weibliche Autorität ist aber weiterhin umkämpft. Zwar werden feministische Forderungen nur noch selten im Prinzip bestritten, denn wer als links und liberal gelten will, kann heute nicht mehr antifeministisch sein – diese Position ist von

den Rechtspopulist\*innen besetzt. Aber es gibt doch ein sichtliches Bemühen, das, was Frauen sagen und tun, einzuhegen und in die bestehende symbolische Ordnung zu integrieren.

So wird zum Beispiel oft zwischen einem «guten» Feminismus, der rationale, berechnete, sachliche Forderungen aufstellt, und einem «masslosen, überzogenen» Feminismus unterschieden. Es ist kein Zufall, dass eine der erfolgreichsten frauenpolitischen Kampagnen der Equal Pay Day ist: Die Forderung nach gleicher Bezahlung können auch viele Männer leicht nachvollziehen, sie passt ins Bestehende – auch wenn sie, richtig verstanden, durchaus systemkritisches Potenzial haben könnte.

Ganz anders verlaufen hingegen Debatten über «gegenderte» Sprache und die Forderungen, das Femininum zu verwenden, also Themen, die direkt den Bereich des Symbolischen betreffen. Die Verwendung nicht-männlicher Endungen und Pronomen macht unmittelbar sichtbar, dass das Männliche nicht länger als dasjenige Geschlecht anerkannt wird, das das Normale und Universelle repräsentiert. Dasselbe gilt für die Diskurse zur angeblichen «Natürlichkeit»

der Geschlechterdifferenz. Wenn die Dualität und Komplementarität von Männlichkeit und Weiblichkeit infrage gestellt wird, befindet man sich ebenfalls unmittelbar im Bereich des Symbolischen, also dort, wo es an die Wurzeln der Geschlechterordnung geht. Und deshalb spielen sich hier die härtesten Kämpfe ab.

Man kann darin fast eine Gesetzmässigkeit sehen: Immer wenn feministische Forderungen als übertrieben und «verrückt» dargestellt werden, wenn sich über feministische Positionen lustig gemacht oder sie als absurd aus dem Diskurs ausgeschlossen werden, geht es «ums Eingemachte»: nicht nur um Gleichheit, sondern um Freiheit. Nicht um Emanzipation, sondern um eine andere Welt, eine andere Gesellschaft.

Weibliche Autorität anzuerkennen und zu stärken, bedeutet dabei ganz und gar nicht, alles gut und richtig zu finden, was eine andere sagt. Sondern es bedeutet, das, was eine andere sagt, wichtig zu finden und sich damit auseinanderzusetzen. Die deutsche Philosophin Andrea Günther hat es einmal so formuliert: «Ob eine Frau für mich Autorität hat, merke ich daran, dass ich mich mit dem, was sie sagt, auseinandersetze, auch wenn ich nicht damit einverstanden

bin.» Weibliche Freiheit bedeutet, dass es unter den vielen verschiedenen Frauen einen Diskurs gibt, der sich nicht an dem orientiert, was eine männliche Kultur als «normal» oder «diskutabel» empfindet, sondern sich seine eigenen Massstäbe schafft.

Genau dies war der Sinn der feministischen Praktiken der 1970er Jahre, also der Gründung separater Frauen\*gruppen und des «Consciousness Raising». Der Ausschluss der Männer aus den Diskussionen war notwendig, um überhaupt eine Idee davon bekommen zu können, was es bedeuten würde, «ausserhalb» des Gegebenen zu denken und zu sprechen. Heute sind wir an dem Punkt, wo dieser Diskurs wieder zurückgetragen wird in die gemeinsame Welt, in der Frauen, Männer und Angehörige weiterer geschlechtlicher Identitäten leben. Also an dem Punkt, wo erst einmal gemeinsame Massstäbe, eine gemeinsame Sprache gefunden werden müssen. Denn nur so kann das verhandelbar werden, was Frauen und TIQ in einer inzwischen sehr langen und reichhaltigen feministischen Reflexion herausgearbeitet haben, das aber vielen unfeministischen Menschen noch als undenkbar und «unsäglich» erscheint.

## Ce qu'elle signifie aujourd'hui

TEXTE: ANTJE SCHRUPP ◦

« J'ai besoin du féminisme parce que ... » : c'est le nom d'une campagne de hashtag sur internet qui remonte à quelque temps. De nombreuses femmes et d'autres personnes ont posté des photos d'elles avec des pancartes où figuraient les raisons de leur engagement féministe. On pouvait y lire par exemple « parce que l'égalité n'est toujours pas atteinte » ou « parce que les femmes méritent d'avoir les mêmes chances que les hommes ». Pourtant, si on examine l'histoire du mouvement des femmes, l'enjeu pour la plupart des féministes\* s'est toujours situé bien au-delà de l'égalité. Bien sûr, celles-ci revendiquaient les mêmes droits et les mêmes chances que les hommes. Mais elles réclamaient aussi un autre monde : la justice, la liberté, une bonne vie. Le bonheur. Une nouvelle perspective. La fin non seulement de la domination masculine mais aussi de toute forme de domination. Elles voulaient non pas une plus grande part du gâteau mais un *autre* gâteau.

Comment se fait-il que les revendications radicales – c'est-à-dire prenant le mal à la racine – des fémi-

nistes\* aient été détournées et quasiment prises à rebours ? Que dans le sillage de la popularisation de leur discours, le message « Nous voulons quelque chose de fondamentalement différent » soit devenu « Nous voulons nous aussi participer » ?

A mon sens, ce phénomène est lié au fait que les revendications féministes ne portent pas seulement sur des éléments factuels mais se situent également au niveau symbolique. La radicalité du mouvement des femmes\* a rarement pris la forme de révolutions ou de soulèvements comme ce fut le cas par exemple pour les mouvements des travailleurs\*euses. Le féminisme n'est pas radical dans ses formes d'action, il l'est du fait qu'il se situe, selon une perspective qui lui est propre, en dehors de ce qui est donné, habituel, usuel.

Or, on ne peut reconnaître cet « impensable » si, sur le plan symbolique, on reste dans la sphère du donné. Si, par exemple, on ne peut pas se représenter qu'il existe une condition de sujet humain qui ne correspond pas à celle de l'homme blanc libre jouissant de l'égalité, on comprendra inévitablement la critique

# La liberté féminine

Antje Schrupp est politologue, journaliste et vit à Francfort-sur-le-Main. Elle travaille principalement sur l'histoire des idées politiques des femmes. Elle a récemment publié «Vote for Victoria!», la biographie de la première candidate à la présidence américaine Victoria Woodhull (2016, Ulrike Helmer Verlag) et la bande-dessinée « Kleine Geschichte des Feminismus » (2015, Unrast-Verlag, en collaboration avec Patu). Son prochain livre, « Schwangerwerdenkönnen », paraîtra en août 2019 (Ulrike Helmer Verlag). Elle tient un blog sous [www.antjeschrupp.de](http://www.antjeschrupp.de).

féministe de l'universalisme des Lumières et de la Révolution française comme un désir de participation des femmes.

L'égalité des sexes n'était pas une idée nouvelle proposée par les féministes mais simplement le prolongement logique de la maxime selon laquelle l'« égalité » doit être le fondement des sociétés démocratiques. Il était depuis le début évident que le principe d'égalité ne pouvait fonctionner si la moitié de l'humanité était d'office déclarée non égale. L'émancipation des femmes était une évolution inéluctable, même si ce combat a duré plus de 200 ans.

L'égalité des femmes et des personnes TIQ est facile à réaliser. Mais qu'en est-il de la liberté, la seconde maxime des démocraties occidentales? La liberté « féminine » est bien plus difficile à développer que l'égalité. Les conceptions bourgeoises, universalistes et propres aux Lumières de la liberté telles que façonnées par des penseurs masculins ne peuvent en effet s'appliquer aux femmes puisqu'elles excluent expressément la liberté de ces dernières. La définition historique masculine de la liberté, qui assimile

celle-ci à l'autonomie et à l'indépendance, repose sur le fait que les relations ont tendance à limiter la liberté (« Ma liberté s'arrête où commence celle des autres »). Cette conception de la liberté ne fonctionne ainsi que s'il existe des « Autres », non libres, qui se préoccupent de ceux qui sont dans le besoin et sont exclus. En un mot, de ceux qui, selon cette conception, ne peuvent par définition être libres parce qu'ils ne sont ni autonomes, ni indépendants, ni de même capacité: les enfants, les malades, les vieux, les pauvres.

Ce dont on débat aujourd'hui avec la « crise du care » était dès le début un thème dans la critique féministe de l'« universalisme égalitaire » masculin. A de très rares exceptions près, il ne s'agissait pas pour les féministes\* de savoir comment les femmes pouvaient elles aussi se hisser dans le cercle des « égaux » mais comment réparer cette erreur de construction des principes démocratiques. Même les féministes\* qui mettaient en avant l'égalité la réclamaient toujours dans l'espoir qu'ainsi les choses changeraient; que les femmes, en obtenant autant de pouvoir que les hommes, pourraient améliorer les rapports sociaux.

Du fait de l'exclusion des femmes du droit à l'égalité réservé aux hommes et, simultanément, de leur inclusion dans le système en tant que garantes de la sphère « privée », les penseurs\*euses féministes furent dès le départ conscient-e-s des failles inhérentes à l'idée d'égalité. Au cœur du féminisme moderne il y a toujours eu la recherche d'une autre conception de la liberté qui ne repose pas sur une définition théorique et abstraite de celle-ci (laquelle, confrontée au concret, est immanquablement contredite par les inégalités réelles) mais qui parte de l'inégalité effective des êtres humains et transforme celle-ci en rapports sociaux libres. Ceci implique inévitablement de prendre au sérieux et de placer au centre de la réflexion l'indigence et la dépendance de tout être humain au lieu d'en déléguer la prise en charge à d'« Autres » opprimés (les femmes, les personnes TIQ ainsi que les esclaves et les domestiques).

En d'autres termes, avec le féminisme, il s'agit d'une liberté qui se nourrit de la différence plutôt que de l'égalité. Ce sont les activistes de la Librairie des femmes de Milan qui l'ont le plus clairement formulé dans leur livre paru en 1989, « Ne crois pas avoir

de droits » : ce n'est pas l'égalité avec les hommes qui fonde la liberté féminine mais les relations entre femmes, écrivent-elles. Comme la plupart des féministes\*, les Italiennes ne se contentaient pas de refuser de considérer l'égalité avec les hommes comme l'objectif à atteindre : elles n'y voyaient pas même un moyen. Pour que les femmes soient libres, écrivaient-elles, il ne sert à rien d'acquérir du pouvoir au sein de l'ordre existant. Il faut faire un travail sur l'ordre symbolique. Comme le formule la philosophe Luisa Muraro, il est nécessaire « de se pencher au-dehors de la fenêtre du donné ». Pour pouvoir être libre, les femmes et les personnes TIQ doivent penser ce qui jusqu'ici passait pour impensable, innommable, indicible. Dans cette perspective, elles ont besoin de pouvoir évaluer leurs paroles et leurs actes à l'aune de leurs propres critères, qui ne sont pas ceux de l'ordre en place. Ces critères ne se trouvent pas dans les formes d'autorités existantes mais dans la relation aux autres femmes et aux TIQ, soit dans l'autorité féminine.

Cette observation s'est souvent vérifiée. Depuis environ dix ans, le féminisme connaît un nouvel essor.

Avec des campagnes comme #BalanceTonPorc et #MeToo des milliers de femmes ont réaffirmé qu'elles ne voulaient plus tolérer le sexisme ordinaire et qu'elles exigeaient une culture du respect mutuel. Bien que, dans les débats, on ait constamment essayé de ramener ces campagnes à l'immanence de l'ordre en place – par exemple en les interprétant à tort comme des propositions de loi – les activistes\* ne s'en sont pas moins mutuellement accordés de l'autorité en insistant sur le fait que ce qu'elles disaient devait être entendu et pris au sérieux. La nouveauté de ces campagnes ne résidait pas dans le fait que les femmes dénonçaient le sexisme ordinaire et les violences sexuelles car, cela, elles l'ont toujours fait. La nouveauté, c'est que cette fois elles ont été entendues et qu'il y a eu des conséquences.

L'autorité féminine est aujourd'hui plus forte que jamais. Beaucoup plus de femmes qu'auparavant ont une visibilité publique et de l'influence. Elles et les personnes TIQ parviennent de plus en plus à faire entendre leurs thèmes et controverses dans le débat public. Mais l'autorité féminine continue d'être combattue. Certes, les revendications féministes sont

désormais rarement contestées dans leur principe car qui se prétend aujourd'hui de gauche ou libéral ne peut plus être antiféministe, cette position étant occupée par la droite populiste. Il existe cependant une tentative manifeste de limiter et d'intégrer à l'ordre symbolique en place ce que les femmes disent et font.

Ainsi, on distingue souvent entre un « bon » féminisme, qui présente des revendications rationnelles, légitimes et objectives, et un féminisme « excessif, qui va trop loin ». Ce n'est pas un hasard si l'une des campagnes politiques des femmes ayant rencontré le plus de succès est celle de l'Equal Pay Day: l'égalité salariale est une revendication que beaucoup d'hommes comprennent très bien. Elle est en accord avec l'ordre existant bien qu'elle puisse avoir, si elle est bien comprise, un fort potentiel de remise en cause du système.

Il en va tout autrement des débats sur le langage « dégenré » et des revendications relatives à l'utilisation du féminin, c'est-à-dire des sujets qui touchent directement au domaine du symbolique. L'usage de terminaisons et de pronoms non masculins rend immédiatement visible le fait que ce genre cesse d'être

reconnu comme le représentant de la norme et de l'universel. La même chose vaut pour les discours sur le caractère prétendument « naturel » de la différence entre les sexes. Lorsqu'on remet en question la dualité et la complémentarité de la masculinité et de la féminité, on touche directement au domaine du symbolique, là où l'ordre genré prend racine. Raison pour laquelle se jouent là les plus âpres combats.

On peut même y voir une loi : quand les revendications féministes sont décrites comme exagérées et « hystériques », quand on se moque des positions féministes ou qu'on les exclut du discours en les faisant passer pour absurdes, c'est qu'on touche à l'enjeu essentiel, qui n'est pas seulement l'égalité, mais la liberté. Pas seulement l'émancipation mais un autre monde, une autre société.

Reconnaître et renforcer l'autorité féminine ne signifie ainsi aucunement trouver juste et bon tout ce que dit une autre femme. Cela implique en revanche de considérer comme important ce qu'elle dit et d'y prêter attention. La philosophe allemande Andrea Günther le formule ainsi : « On remarque si j'accorde de l'autorité à une femme au fait que je considère ce

qu'elle dit et ce, même si je ne suis pas d'accord avec elle ». La liberté féminine signifie qu'il existe parmi les nombreuses femmes, en dépit de leurs différences, un discours qui ne s'oriente pas sur ce que la culture masculine perçoit comme « normal » ou « discutable » mais qui se donne ses propres critères de référence.

C'était précisément l'esprit des pratiques féministes des années 70 lors de la création des groupes de femmes (non mixtes) et du « consciousness raising ». L'exclusion des hommes des discussions était nécessaire pour pouvoir se faire une idée de ce que pouvait signifier penser et parler « en dehors » du donné. Nous en sommes aujourd'hui au stade où ce discours est réintégré à notre monde commun où vivent les femmes, les hommes et les personnes ayant d'autres identités sexuelles. En d'autres termes, nous en sommes au stade où il nous faut commencer par élaborer des critères communs, une langue commune. Car c'est le seul moyen pour que devienne négociable ce que les femmes et les TIQ ont entre-temps extrait d'une très longue et riche réflexion féministe, mais qui paraît encore impensable et « indicible » à de nombreuses personnes non féministes.